

marix verlag

Günther
Rüther



Heinrich Mann

Ein politischer
Träumer /
Biographie

Günther Rüther

Heinrich Mann

Ein politischer Träumer
Biographie

marix verlag

FÜR KORDULA

»There is a crack in everything
That's how the light gets in.«
Anthem von Leonard Cohen

Inhalt

Vorwort

Das Wilhelminische Reich

Der Erste Weltkrieg und die Weimarer Republik

Exil im Land der Träume

Ankunft und Lebensende in Los Angeles

Nachwort

Anhang

Zeittafel

Literaturauswahl

Abbildungsnachweis

Personenregister

Vorwort

Was verbindet die beschauliche Freie Hansestadt Lübeck mit der Millionenmetropole Los Angeles? Die Wahrzeichen dieser ungleichen Städte, das Holstentor auf der einen, das Schauspielermekka Hollywood auf der anderen Seite, sind es wohl kaum. Lübeck und Los Angeles trennen mehr als 9000 Kilometer. Die eine Stadt liegt in Europa, die andere in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die eine schmückt die Ostgrenze des Landes, in dem sie liegt, die andere die Westgrenze. Eine nähere Betrachtung zeigt: Nicht Gemeinsamkeiten, sondern Gegensätze prägen beide Metropolen. Und doch haben sie etwas ganz Besonderes, das sie verknüpft und in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Thema dieses Buches steht. Es ist das Leben Heinrich Manns. Es begann im Jahre 1871 mit einer glücklichen, wohlbehüteten Kindheit in Lübeck und endete in Vereinsamung und Not nach dem Zweiten Weltkrieg in Los Angeles.

Heinrich Manns Leben verlief nicht wie auf Schienen. Es war reich an Höhepunkten und öffentlicher Anerkennung, zugleich war es von vielen Widrigkeiten, Zerwürfnissen, existenziellen Nöten und Erniedrigungen geprägt. Es war ein Leben in einem konfliktreichen, zerstörerischen Zeitalter. In der Blüte des Kaiserreiches begann Heinrich, noch Schüler, in Lübeck zu schreiben. Seine ersten Werke atmen den Geist des Wilhelminischen Reiches, den Geist des Großbürgertums und der Aristokratie. Doch mit Beginn des 20. Jahrhunderts wandte er sich davon ab und wurde

zu einem engagierten Kritiker seiner Zeit. Im Angesicht der Schrecken des Nationalsozialismus fühlte er sich mehr und mehr vom Kommunismus angezogen und trat für einen kämpferischen Humanismus ein. Er verehrte Stalin und sah in der Sowjetunion das Heil der Welt. Stand er im Exil in Nizza und Los Angeles, wo er 1950 starb, noch auf der Seite der Freiheit?

Wie die Zeitgeschichte war auch Heinrich Manns privates Leben von Umbrüchen und Rissen gekennzeichnet. Entmutigen ließ er sich davon nicht, auch wenn er unter den familiären Katastrophen litt: dem unerwarteten, frühen Tod seines Vaters, dem Freitod seiner Schwestern; der Entfremdung von seiner Frau Maria, genannt Mimi, und seiner Tochter Mitte der Zwanzigerjahre. Er wandte sich seiner kapriziösen zweiten Frau Nelly zu, die er im Kriegsjahr 1939 in Nizza heiratete. Seine erste Frau starb an den Folgen des KZ Theresienstadt 1947, die zweite nahm sich 1944 das Leben. Heinrichs Verhältnis zu seinem jüngeren Bruder Thomas war fordernd und schwierig; es war geprägt von Hass und Liebe. Eine Biographie über Heinrich Mann bliebe unvollständig, wenn sie nicht auch auf diese Hassliebe einginge. Das Leben der Brüder stand in einem ebenso innigen wie strapaziösen Konkurrenzverhältnis, das Heinrich mehr belastete als Thomas. Heinrich fühlte sich missverstanden und zögerte, mit gleicher Münze zurückzuzahlen, weil er die Anerkennung seines Bruders suchte und seine Nähe ihm viel bedeutete. Darüber wird berichtet, soweit dieses komplizierte Mit- und Gegeneinander für das Verständnis von Heinrich Manns Leben und Werk bedeutsam ist. Und das blieb es bis zuletzt, weil die Brüder mit unterschiedlichen Augen auf die Welt schauten und der Literatur jeweils eine andere Aufgabe für die Gesellschaft beimaßen.

Heinrich Mann war ein Idealist und zugleich ein Träumer. Geprägt von der Aufklärung und der Französischen Revolution setzte er auf das Licht der Wahrheit und Gerechtigkeit. Er war davon überzeugt, dass dieses Licht auch in finsternen Zeiten, wenn es nur noch durch Risse eintritt, erhalten bliebe. Risse finden sich überall. Sie mindern das Licht, sie verdunkeln und verdüstern die Zeit. Dies erfuhr er im privaten wie im öffentlichen Leben mehrfach. Aber durch sie dringt auch neues Licht ein. In ihm keimt die Hoffnung auf Erneuerung. Licht schafft die Voraussetzung dafür, dass Träume Wirklichkeit werden können. Als Idealist träumte Heinrich Mann von einer besseren Welt. Als Moralist wollte er mithelfen, sie zu gestalten. Als Schriftsteller sah er sich dazu berufen. Auch in schlechten Zeiten, als nur wenig Licht das Leben in der Welt erhellte, hielt er daran fest.

Für die Durchsicht des Manuskripts danke ich dem literaturaffinen Altphilologen Dr. Erhard Schulte sehr herzlich, der sich zunächst als Ministerialbeamter im Bildungsministerium für die Verbreitung des Lesens und der Literatur einsetzte und dann über zwei Jahrzehnte zwei Bundeskanzlern als Referatsleiter für Bildung und Wissenschaft diente.

Für diese Studie wurde die einschlägige Sekundärliteratur herangezogen. Sie stützt sich jedoch besonders auf die Texte von Heinrich Mann selbst. Als besonders hilfreich erwies sich die neunbändige *Kritische Gesamtausgabe. Essays und Publizistik*, herausgegeben von Wolfgang Klein, Anne Flierl und Volker Riedel, von der allerdings bisher lediglich die ersten sechs Bände vorliegen. Sie umfassen die Jahre 1890-1935. Die Bände 7-9 (1936-1950) stehen noch aus.

Euskirchen, im Frühjahr 2020

Das Wilhelminische Reich

Lübeck und die Manns - 1871 - Versuche anzukommen - Neue Romantik - Nervosität als Phänomen der Zeit - Reaktion gleich Fortschritt - Im Geist der Zeit: fahrlässig antisemitisch - Mit Nietzsche zu einer literarischen Neuorientierung - Der Renaissancekult - Menschlichkeit und Demokratie - Der Gesellschaftsvertrag - Der Obrigkeitsstaat und seine Untertanen

Lübeck und die Manns

»Halten Sie sich nicht das Näschen zu, mein Fräulein, wenn Sie zum ersten Male die Straßen meiner geliebten Vaterstadt durchschreitend, durch den in einigen derselben herrschenden, Fremde mehr oder weniger beleidigenden Unwohlgeruch berührt werden sollten. Das ist nämlich kein gewöhnlicher Gestank, das ist ein Gestank wie ihn nicht jede Stadt besitzt, das ist ein Millionengestank.«¹

Dies schrieb Heinrich Mann im Mai 1889. Er hatte zu diesem Zeitpunkt gerade das Gymnasium - das ehrwürdige Katharineum - verlassen und schickte sich an, eine Buchhandelslehre in Dresden bei der Firma Zahn und Jaensch zu beginnen. Auch wenn er damit Lübeck den Rücken kehrte, brachte er es nicht übers Herz, diesen Text zu veröffentlichen, sodass er erst 1963 in der Zeitschrift *Sinn und Form* in Ost-Berlin erschien. Vermutlich hat er damit die Nerven seiner Eltern geschont. Sein ehrwürdiger Vater und seine temperamentvolle Mutter hätten sich wohl

unter den Blicken ihrer Mitbürger geschämt, gehörte die Patrizierfamilie doch auch zu jenen, von denen angenommen werden darf, dass sie einen »Millionengestank« verbreite. Auch wenn der Sohn Heinrich das Gymnasium zwar ohne Abitur, aber mit Versetzung in die Oberprima, verließ, gelang es ihm, in der Lübecker Zeitung als Empfehlung für seinen zukünftigen Lehrherrn seine erste kleine Erzählung im Mai 1889 zu publizieren. Sie trägt den Titel: *Beppo als Trauzeugen* und schildert eine Theaterintrige. Damit machte Heinrich, der zuvor bereits seine Leseleidenschaft und sein Schreibtalent entfaltet hatte, am Ende seiner Schulzeit deutlich, wohin seine Neigungen gingen. Seine Eltern, insbesondere der Vater, wollten allerdings davon nichts wissen.



Das Buddenbrookhaus in der Mengstraße 4 in Lübeck

Doch zurück. Was, bitte schön, ist ein »Millionengestank«, wie es in seiner Fantasie über seine Vaterstadt heißt? Das ist einfach erklärt. Heinrich Mann drehte die lateinische Redewendung »pecunia non olet«, Geld stinkt nicht, einfach um. Geld stinkt. Diesen Gestank nahm er bei den geschäftstüchtigen Lübeckern auf eindringliche Weise wahr. Die von jenen Zeitgenossen ausgehenden »markanten Gerüche« deuteten für ihn darauf hin, dass solch ein Mensch »sehr, ja außerordentlich reich sein« müsse, »vielleicht ein Millionär ... mein Fräulein, Sie verstehen jetzt den Ausdruck »Millionengestank«.«²

Heinrich Mann kam nicht im Buddenbrookhaus in der Mengstraße 4 mit seiner prächtigen Fassade unweit der Marienkirche zur Welt, wie nach dem Furore machenden Roman *Die Buddenbrooks* seines jüngeren Bruders Thomas, der 1901 im Verlag S. Fischer erschien, vielfach angenommen wird, sondern in einer stattlichen Etagenwohnung in der Breite Strasse 54. Doch schon bald nach seiner Geburt am 27. März 1871 zog die Familie in ein anderes Haus in derselben Straße um. Hier kamen auch seine Geschwister zur Welt, mit Ausnahme des Nachzüglers Viktor.³ Von dort waren es nur wenige Schritte zum Firmensitz der Familie, dem heutigen Buddenbrookhaus, wo sein Vater Johann Thomas Mann aufwuchs und seit 1863 die Geschäfte führte. Vater Mann wurde 1877 zum Senator auf Lebenszeit berufen und zeichnete in Lübeck für Steuerwesen, Handel und Wirtschaft verantwortlich. Damit zählte er zu den einflussreichsten Persönlichkeiten der Stadt. Zudem zierte ihn der ererbte Titel eines königlich-niederländischen Konsuls. Seiner öffentlichen Stellung gemäß bezog er als erfolgreicher Kaufmann für Getreide-, Kommissions-, und Speditionsgeschäfte gemeinsam mit seiner Frau Julia 1881 ein repräsentatives,

dreistöckiges, im Stil der Zeit erbautes Haus in der Beckergrube 52, das 1942 im Krieg zerstört wurde. Es atmete den Geist der Gründerjahre und verbarg nicht den gedeihenden Wohlstand der ersten Nachkriegsjahre, obwohl die Geschäfte nachließen. In unmittelbarer Nähe der Börse und des Theaters gelegen machte es gewollt oder dem Zufall geschuldet deutlich, dass sich Kapital und Kultur sehr wohl ergänzen können. Die Familie wohnte in einem Viertel der reichen Leute, umgeben von anderen feinen Patrizierhäusern. Aber auch bis zur Trave war es nicht weit. Von dort führte der Weg zum Hafen mit seinen Kneipen, Etablissements, Speichern und Anlegeplätzen. So wuchs Heinrich einerseits in einer pikfeinen Gegend, andererseits nicht fern vom Trubel des weltoffenen, in manchen Ecken aber auch anzüglichen Hafengeschehens auf. Deshalb vermochte er auch andere Gerüche wahrzunehmen. Er spürte sogar hier und da eine wahrhaft armselige Geruchslosigkeit. Vielleicht wehte sie vom Hafen her. Vor allem breitete sie sich in der Straße aus, in der das Theater lag. »Welch ein bedauerliches Institut!«, schrieb er. »Wer verdient denn etwas dabei? Kaum der Direktor; denn die weit einträglicheren und erfolgreichen Geschäfte, welche gewisse Damen vom Theater zuweilen mit wohlaccreditierten L.'er Herren eingehen, sind viel zu diskreten - Geruches, um hier erwähnt zu werden.«⁴ Die Familie Mann lebte folglich in einer Straße mit und ohne Geruch; denn das Theater befand sich ja wie das Elternhaus in der Beckergrube, wo es noch heute steht.



Lübeck, Stadttheater Großes Haus



Heinrich Mann (links) mit seinen Geschwistern Thomas, Carla und Julia, Fotografie um 1887

Die Firmengeschichte der Manns reicht bis in das Jahr 1775 zurück. Damals ließ sich der Urgroßvater Heinrichs als junger Mann in Lübeck nieder und gründete 1790 einen

Handelsbetrieb. Die Geschäfte liefen bereits gut, als sie sein Großvater weiter voranbrachte und der Familie zu Wohlstand verhalf. Bereits im Jahr 1841 erwarb er das großzügige Haus in der Mengstraße und machte es zum Familien- und Firmensitz. Als Heinrichs Vater Johann Thomas Heinrich den Handel übernahm, war die Familiendynastie bereits gegründet, zugleich aber auch ihr unerwartetes Ende eingeläutet, wie es in den *Buddenbrooks* beziehungsreich geschildert wird. Infolge der großen Depression, die von Mitte der Siebziger- bis zu Beginn der Neunzigerjahre anhielt, konnte Sohn Johann nicht mehr an die wirtschaftlichen Erfolge früherer Jahre anknüpfen.⁵

Dennoch übten Heinrichs Eltern auf die Lübecker Gesellschaft eine besondere Anziehungskraft aus. Die Kinder spürten deren Exklusivität und blickten von oben auf die Gesellschaft herab. Von der Familie Mann ging eine exotische Ausstrahlung aus. Dies hatte nicht nur etwas mit ihrem gesellschaftlichen Stand zu tun, der natürlich auch eine nicht zu unterschätzende Wirkung tat. Vor allem war es das Ehepaar selbst. Heinrichs Mutter war die Tochter einer kreolisch-portugiesischen Brasilianerin und eines Lübeckers, der es in Brasilien als Plantagenbesitzer zu Reichtum gebracht hatte. Doch seinen Vater lernte sie nicht in Übersee kennen, sondern in Lübeck, wo Julia da Silva Bruhns in einem Mädchenpensionat erzogen wurde. Ihrem späteren Mann begegnete die elf Jahre jüngere Julia auf einem Fest. Obwohl die Lübecker Mitgift und Erziehung als nachhaltig bezeichnet werden darf, drückte ihr kreolisches und südamerikanisches Temperament der Familie einen gewissen, ja, man darf wohl sagen, für die standesbewussten, auf Etikette setzenden Lübecker, einen glamourösen und ungewöhnlichen Stempel auf. Dazu trugen die ausgelassenen Feste und Maskenbälle bei, die

nicht nur in den *Buddenbrooks* faszinieren, sondern auch die Lübecker Gesellschaft im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Häuschen brachten.

Heinrich bewunderte seine Mutter, die, als er zur Welt kam, gerade 20 Jahre alt war. Als junger Mann genoss er die Schwerelosigkeit, mit der sie sich als liberale Katholikin in der protestantisch geprägten, von bürgerlichen Moralvorstellungen geleiteten Gesellschaft ebenso selbstbewusst wie eigenständig bewegte. An der Seite ihres auf Würde und Konvention bedachten, etwas steifen norddeutschen Mannes führte sie ein elegantes, von der Leichtigkeit des Seins bestimmtes, bisweilen zum Bizarren neigendes Leben mit einem Hang zum Leichtsinn. Heinrichs Roman *Zwischen den Rassen*, der 1907 erschien, erinnert in seinen autobiographischen Zügen an die liebevolle, sinnliche, instinktiv handelnde, einnehmende Schönheit der Mutter – in der Figur der Frau Gabriel, Mai genannt, aber auch in deren Tochter Lola. Sie sind den schönen Seiten des Lebens zugewandt.⁶ Heinrich hatte insbesondere seiner Mutter eine behütete, den Musen zugewandte, romantische und glückliche Kindheit zu verdanken. Julia spielte gerne Klavier, sang wie eine Lerche und las viel vor. Ihre melodische Stimme öffnete die Herzen und weitete die Sehnsucht der Kinder.⁷ Diese frühen Prägungen begleiteten ihn sein Leben lang.



Die Mutter mild, gütig und voller Lebensinitiative, Risiken nicht scheuend, der Vater streng und fordernd, mehr dem Geschäftsleben als dem Vergnügen zugetan. »Vaterwelt« und »Mutterwelt« standen in einer produktiven Spannung zueinander. In ihr trafen völlig unterschiedliche Mentalitäten aufeinander. Der jüngste Bruder Viktor sprach in seinem Familienbuch *Wir waren fünf* bildreich von tropischem Regenwald und nordischen Dünen, um diese Gegensätze zu bestimmen.⁸ Sie entwickelten sich zu einer prägenden Mitgift für die Kinder, die bei den Brüdern Heinrich und Thomas in unterschiedlicher Weise zum Tragen kam.

Welcher von beiden Söhnen neigte mehr zum Vater, welcher mehr zur Mutter? Beide zeigten deutlich wahrnehmbare Charaktereigenschaften ihrer Eltern. Doch fällt auf, dass Heinrich seine Mutter in seinen Lebenserinnerungen *Ein Zeitalter wird besichtigt* nur ein einziges Mal beiläufig erwähnt, ganz im Gegensatz zum Vater, auf dessen Beständigkeit, Ehrgeiz und Zielstrebigkeit er verweist. Seine Tugendhaftigkeit, seinen Gemeinsinn und seine Popularität hebt er hervor.⁹ Dieselben Eigenschaften erkennt Heinrich bei seinem Bruder, der sich durchaus zu ihnen bekannt hat und in seinem Vater ein leuchtendes Vorbild sah.¹⁰ Ihm imponierte, dass jener als »Euer Wohlweisheit« angeredet wurde.¹¹ Heinrich dagegen fühlte sich von seinem Vater unverstanden, der in ihm seinen natürlichen Nachfolger als Kaufmann sah. Schon während der Schulzeit zeigte sich, dass er dafür nicht geschaffen schien. Durchaus begabt offenbarte sich schnell, wo seine Stärken und Schwächen lagen. Die musischen Fächer entsprachen eher seinen Neigungen als

die mathematisch-naturwissenschaftlichen. Dies verband ihn mit seiner Mutter. Ihre Mitgift prägte sein Leben stärker als die des Vaters.

In der Schule lag sein Hauptmanko darin, dass er aus Unlust häufig dem Unterricht fernblieb. An Begabung fehlte es ihm nicht. Es steht zu vermuten, dass sich bei Heinrich schon früh ein literarisches und künstlerisches Interesse entfaltete. Dem Geist der Zeit folgend bewunderte er Heinrich Heine (1797-1856). Aber auch der Lübecker Schriftsteller Emanuel Geibel (1815-1884) hatte es ihm angetan. Nicht zu vergessen der alte Mann aus Berlin, der am Ende seiner Schulzeit 70 Jahre werden sollte: Theodor Fontane (1819-1898): »Diese Balladen! Stahl und Stein -, gegen sie sind die gepriesenen Meisterwerke des hochseligen Uhland Gummi.«¹² Aber auch die Arbeiten des Badener Verseschmiedes und Erzählers, des Mannes vom Bodensee, Victor von Scheffel (1826-1886), faszinierten ihn. Er zählte ihn zu den ganz Großen seiner Jugendzeit.

Scheffel wurde im Wilhelminischen Reich viel und gerne gelesen. Er stärkte das Zusammenwachsen der verspätet zu einer Nation vereinigten Deutschen, indem er ihre nationale Begeisterung und ihr Selbstwertgefühl als Bürger in einem Reich mit einem frei gewählten Parlament beflügelte. Aber Heinrich blickte auch in jungen Jahren bereits über die deutschen Grenzen hinaus. Er begeisterte sich für Paul Bourget (1852-1935), der das innere Fieber der jungen Deutschen zu entfachen wusste. Dieser französische Schriftsteller war durch scharfsinnige psychologisierende Portraits zeitgenössischer Autoren wie Charles Baudelaire (1821-1867) und durch seine Romane, in deren Mittelpunkt das mondäne konservative Bürgertum stand, berühmt geworden. Unter dem Einfluss dieser geistigen Wegweiser hatte Heinrich, als er das Gymnasium

verließ, zehn Novellen, die allerdings fragmentarisch blieben, und über 100 Gedichte geschrieben. Sie folgten dem zeitgenössischen Geschmack. Zudem zeichnete Heinrich leidenschaftlich gern und dachte daran, Maler zu werden. Dieser Begabung kam er bis ins hohe Alter nach. Derartige Talente entsprachen jedoch nicht den Vorstellungen des Vaters, der ihn für den Kaufmannsberuf zu begeistern versuchte, indem er ihn auf seine Geschäftsreisen mitnahm. Heinrich berichtete darüber noch im Alter: »Sein Geschäft war, Getreide zu kaufen, es zu lagern und es zu verschiffen. Als Knabe nahm er mich auf die Dörfer mit. Damals hoffte er noch, ich könnte ihm nachfolgen. Er ließ mich ein Schiff taufen, er stellte mich seinen Leuten vor. Das alles schief ein, als ich zuviel las und die Häuser der Straße nicht hersagen konnte. Über Land fuhren wir im gemieteten Wagen. [...]. Beim Getrappel der Pferde trat der Bauer vor seinen Hof, und der Kauf wurde ohne Besichtigung abgeschlossen, beiderseits bestand Vertrauen. Gerade um die gute Freundschaft frisch zu erhalten, reiste mein Vater.«¹³

Doch selbst eine Reise zu Onkel Gustav und Tante Olga Sievers nach St. Petersburg vermochte die Kaufmannsleidenschaft des Dreizehnjährigen nicht zu inspirieren. Die Spannungen zwischen Vater und Sohn wuchsen, je mehr sich ihre Lebenswelten voneinander entfernten. Dem Vater wurde das träumerische Sichgehen-Lassen seines Ältesten mehr und mehr zum Ärgernis.¹⁴ Daran änderte sich auch nichts, als er die erwünschte Lehre als Buchhändler in Dresden begann. Denn Heinrich scheiterte. Sein Chef, Herr Jaensch, beschwerte sich über seine Gleichgültigkeit, seinen Mangel an Schnelligkeit, seine Wortkargheit, seine Unhöflichkeit und vor allem seine Traumverlorenheit, die einer produktiven Zusammenarbeit allzu oft im Wege stehe.¹⁵ Der Vater war zutiefst

enttäuscht; er ermahnte seinen Sohn und fragte, was denn einmal aus ihm werden solle. »So geht die Zeit über Dich weg«, tadelte er. Denn er befürchtete, dass sein Sohn, wenn er nicht zur Vernunft käme, irgendwann beiseitegeschoben am Wege stünde.¹⁶ Heinrich verteidigte sich und verwies auf das unmögliche Verhalten der Lehrherren. Trotzig fügte er an: »Aber ich bin alt und skeptisch genug, um nichts, gar nichts blindgläubig als Evangelium hinzunehmen«. ¹⁷ Der Vater spürte, dass die Sache keinen guten Verlauf nehmen würde. Er wollte sicherstellen, dass sein Sohn weder »wie ein Flüchtiger noch wie ein Hinausgeworfener ein ehrenwertes Haus verläßt.«¹⁸ So fuhr er kurz entschlossen nach Dresden, um zu verhindern, dass sein Sohn in Unehren entlassen würde. Doch er konnte die Auflösung des Arbeitsverhältnisses nicht mehr verhindern. Heinrich empfand sein Leben dort als nichtsnutzig und fehlgeleitet. Seinem Freund Ludwig Ewers (1870–1946), der später als Journalist und Schriftsteller arbeitete, schrieb er: »Glaub mir, mein Leben in dieser Form ist zu öde. Den ganzen Tag am Kassapult mit einem Haufen zu ordnender Fakturen vor mir. Manchmal bleiben die Fakturen liegen, und ein paar Verse kommen zum Vorschein. Aber ich habe keine Freude daran. Ich war bei meinen naiv heinisierenden Poetastereien, die ich mit 14 Jahren in großer Menge fabrizierte, glücklicher als jetzt bei den wenigen vielleicht besseren ›Originalgedichten‹, die sich mir mit Ach und Krach und Ruck und Puff von der Seele winden. Meine Selbstkritik artet, je mehr ich meine Kenntnis der deutschen Literatur erweitere, je mehr ich erkenne, wie viele fast gänzlich unbekannte Dichter es gegeben, die Besseres geleistet, als ich je leisten werde, ins Krankhafte aus. – Und wenn ich dann endlich in meinem Zimmer bin – das trostlose Zusammensein mit meinem ›Kollegen‹, diesem Freß- und Kackmensch! – Wenn ich

dieses Malheur endlich zur Türe hinauskomplimentiert habe, dann kommen die schönsten Stunden, in denen ich mich mit meinen Dichtern beschäftigen oder nach Hause schreiben kann.«¹⁹

Diese Zeilen zeigen an, wie unglücklich sich Heinrich in der Buchhandlung fühlte und wie sehr er nach einem angemessenen Platz in der Gesellschaft suchte. Er strebte nach allem anderen, nur nicht zurück in die Lübecker Enge. Von Heimweh zeigte er keine Spur. Dagegen lehnte sich der »physische Genussmensch« in ihm auf. »Die Theater, Konzerte, Cafés, Puffs – das Leben ist doch zu amüsanter«, schrieb er, um anzufügen: »Ich weiß nicht, ob Du diese Doppelnatur in mir verstehst.«²⁰ Depression und Lebenssucht machten Heinrich zu schaffen. Sie entfalteten sich stärker als sie in der Mitgift der Eltern sichtbar wurden. Diese führten ein Leben im Rahmen bürgerlicher Konvention. Im Gegensatz zu ihnen scheute Heinrich nicht davor zurück, die Wechselfälle des Lebens auszukosten. Darin unterschied er sich wesentlich von seinem Bruder Thomas. Schon vor seinem Ausscheiden als Buchhändler bei Zahn und Jaensch hatte er sich beim S. Fischer Verlag in Berlin beworben. Dresden verließ er wenige Tage nach dem Besuch des Vaters Hals über Kopf und reiste nach Berlin. Im August 1891 trat er dort seine neue Lehrstelle an. Die Vorzüge der Großstadt genoss Heinrich fortan in vollen Zügen. Er träumte davon, Schriftsteller zu werden. Sein Vater unterstützte den Wechsel zu Fischer. Jedoch konnte er die berufliche Entwicklung seines Sohnes nicht mehr begleiten, da er am 13. Oktober 1891 an Blasenkrebs verstarb. Zuvor hatte er seine Firma veräußert und für seine Familie Vorsorge getroffen. Mit der Volljährigkeit erhielten alle Kinder ein Deputat, das Heinrich ein bescheidenes, aber auskömmliches Leben ermöglichte. Im Angesicht des nahen Todes galt die Sorge des Sterbenden

dem ältesten Sohn. Würde er seinen Weg finden? Er befürchtete, dass dies nicht gelänge und er ins Unglück gerate, weil er aus purer Lebenslust und einem Mangel an Verantwortung nur für den Augenblick lebe und dabei das Ende aus dem Auge verlöre.

Für Heinrich bedeutete der Tod des Vaters einen tiefen Einschnitt in sein Leben. Er fühlte sich fortan entpflichtet. Rückblickend schrieb er in hohem Alter: »Ungeeignet befunden für das väterliche Geschäft [...] hätte der Sohn den Vater auch nicht befriedigt, wenn er ein staubiger Sortimentler wurde – alle in dieser Branche sahen verstaubt aus. Senator Mann hat natürlich gewusst, daß sein Junge nur fort wollte, aus Lübeck, aus der Schule, gleichviel in welche Art Leben. Zuhälter wäre er bei passenden Umständen auch geworden. Baldmöglichst brannte er von der Stelle durch, warf sich in Berlin auf das Gebiet seiner Neigungen, [...], machte Schulden. Von dem allen erfuhr der Vater nichts mehr. [...] Dem Zwanzigjährigen sagte der Sterbende, was er längst gemeint, nur verschwiegen hatte: ›Ich will dir helfen‹, Schriftsteller zu werden: beiden war es klar; der eine küßte dem andern die Hand, er küßt sie ihm noch heute.«²¹

Vor diesem Hintergrund überraschte es kaum, dass Heinrich alsbald seine Stelle bei Fischer aufgab. Den Herzenswunsch seines Vaters, ein praktisches Leben zu führen, konnte er nicht erfüllen. Heinrich strebte nach Unabhängigkeit. Er wollte auf niemanden mehr Rücksicht nehmen. Er lebte »in Berlin wie im Rausch«.²² An der damaligen Friedrichs-Wilhelms-Universität belegte er einige Lehrveranstaltungen als Gast; er ging ins Theater, besuchte Ausstellungen und lumpete die halbe Nacht herum. In Etablissements der Schmetterlinge tobte er sich bis zur physischen Erschöpfung aus.²³ An eine systematische Arbeit war nach dem Tod seines Vaters nicht mehr zu

denken. Er las viel und veröffentlichte hier und da einen Artikel in einem Journal. Nach einem Blutsturz musste er sich in ein Sanatorium begeben. Es hatte ihn buchstäblich niedergehauen. »Ich bin noch nicht ruhig und mutig genug, irgend etwas Dauerhaftes zu beginnen«, schrieb er Ludwig Ewers Anfang Februar 1892 aus dem Sanatorium von Dr. Oppenheimer. »Ich nasche von allem Möglichen, bestelle eine Menge Bücher und durchblättere alles.«²⁴ Die schwere Erkrankung hatte seinem ausgelassenen Treiben ein abruptes Ende gesetzt; er zog von einem Sanatorium zum anderen und führte ein rastloses Dasein ohne Halt und Heimat. Lübeck sah er nur noch einmal in seinem Leben wieder, im Mai 1893. Die Heimat bedeutete ihm nicht mehr viel. Stattdessen schweifte er die nächsten Jahre durch Deutschland und Europa und träumte von einem Künstlerleben jenseits der bürgerlichen Moralvorstellungen am Rande der Gesellschaft. Die Ära der Familie Mann als angesehene Kaufleute und einflussreiche Bürger ging mit dem Umzug der Mutter und ihrer Kinder 1893 nach München zu Ende. Die Mutter lebte dort bis 1923. Sie verfolgte mit Stolz, wie die Brüder Heinrich und Thomas ein neues Buch der Familiengeschichte aufschlugen.

1871

Im Jahr 1871, als Heinrich Mann am 27. März geboren wurde, kündigte sich in dem nebelverhangenen, grauen Lübeck, wo, wie auch in anderen Küstenstädten, die Winter zwar mild, aber lang sind, der Frühling an. Auch wenn wir nicht genau wissen, ob Heinrich an einem regennassen Tag oder an einem sonnigen das Licht der Welt erblickte, so erahnen wir, dass die Menschen damals ohne Zentralheizung und elektrisches Licht noch mehr als heute

von der Erwartung auf den Frühling lebten, der in der Luft lag.

Heinrich Mann wurde nicht nur in eine neue Jahreszeit hineingeboren. Seine Generation wuchs mit dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges, der Krönung des preußischen Königs in Versailles zum Deutschen Kaiser und der Gründung des Deutschen Reichs in ein neues Zeitalter hinein. Ein Zeitalter, das, wie er es in seinem Erinnerungsbuch *Ein Zeitalter wird besichtigt* ausdrückt, ein neues Lebensgefühl entfaltete. Es ist ein Lebensgefühl zwischen Traum und dem Zauber der Freiheit; es ist aber auch geprägt von der bitteren Erkenntnis vom Missbrauch der Macht, der, wie Heinrich früh spürte, in der Katastrophe enden musste. Das Deutsche Reich und seine Sinnesart sind 1871 im Krieg mit dem Sieg über Frankreich erzeugt worden. »Der Fluch dieser Vaterschaft hat uns nie verlassen, er hetzte uns bis hierher« und »vermehrte sich in unserm Blut wie ein Giftkeim, millionenfach«,²⁵ schrieb er 1919 in seinem Essay *Macht und Mensch*, ohne zu ahnen, dass Hitler einmal an diese unselige Tradition anknüpfen würde.²⁶

Das sogenannte Wilhelminische Zeitalter begann keine 100 Tage vor der Geburt Heinrich Manns. Endlich hatten die deutschen Staaten und Gesellschaften zueinander gefunden: politisch, sozial, wirtschaftlich und kulturell. Aber der Preis für die nationale Einheit war groß. Drei Kriege gingen ihr voraus. Der Krieg 1864 gegen Dänemark gemeinsam mit Österreich, der Krieg von 1866 gegen Österreich und 1870 gegen Frankreich. Alle drei endeten siegreich für Preußen, das sich nun endgültig dazu aufschwang, zu einer großen und einflussreichen europäischen Macht zu werden. Der Architekt dieser fulminanten Entwicklung war Otto von Bismarck (1815–1898). Als Friedrich Wilhelm I. im Januar 1871 im

Speisesaal von Versailles – fast widerwillig – zum Kaiser gekrönt wurde, verfolgte Bismarck die Zeremonie als preußischer Ministerpräsident noch ein wenig blass um die Nase und mit grimmiger Miene. Denn der preußische König gefiel sich keineswegs in der ihm nunmehr zugedachten neuen Rolle. Deshalb würdigte er Bismarck, den Architekten des Kaiserreiches und des neuen preußisch-deutschen Nationalstaates, keines Blickes und verweigerte ihm den Handschlag, als er zur Proklamation schritt.

Bismarck ertrug dies mit der ihm eigenen kühlen Rationalität. Er fühlte sich sicher, dass diese Demütigung nicht von Dauer sein würde, denn der Deutsche Kaiser bedurfte seiner mehr als der preußische König. Kurz vor Heinrichs Geburtstag hatte die Geringschätzung Bismarcks denn auch ein Ende. Der Kaiser ernannte ihn zum Reichskanzler und erhob ihn in den Fürstenstand. Damit er fürderhin auch fürstlich leben konnte, vermachte er ihm in der Nähe von Hamburg mit Friedrichsruh ein ansehnliches staatliches Lehen, das ihn zu einem der begütertsten Grundbesitzer im Deutschen Reich machte. Bismarck lag nichts ferner, als sich dorthin zurückzuziehen. Vielmehr kam es ihm nunmehr darauf an, Deutschlands Stellung in der europäischen Welt zu behaupten und die deutsche Einheit zu festigen. Als preußischer Ministerpräsident, als frisch gebackener Reichskanzler und umtriebiger Außenminister vereinte er in seiner Person mehr Macht als jeder andere Mensch in Europa zu Beginn der Siebzigerjahre. Der Kaiser, von seiner Tüchtigkeit überzeugt, ließ ihn gerne schalten und walten. Da Bismarck ihm und dem Hause Hohenzollern treu ergeben war und der Kaiser sich selbst nicht gern in den Mittelpunkt der Öffentlichkeit stellte, hatte er auch nichts dagegen, dass sein Kanzler im Reich bald mehr Popularität

und Anerkennung fand als er selbst. Des Kaisers Selbstinszenierung mit Uniform und Pickelhaube dürfte Bismarck mehr amüsiert als gestört haben.

Heinrich Mann lebte unter dem Regiment des Reichskanzlers in eine bewegte Zeit hinein. Deutschland prosperierte. Größe und Einheit beflügelten das Wirtschaftswachstum ebenso wie bahnbrechende Erfindungen. Das Deutsche Reich gelangte zu einer nie zuvor erreichten wirtschaftlichen Blüte. Sie kam nicht nur der Oberschicht zugute, sondern half auch Teilen des einfachen Volks aus der Verelendung, doch bei Weitem nicht allen. Die Reform des Bildungswesens eröffnete den Unterschichten den sozialen Aufstieg. Die Analphabetenquote verringerte sich. Sie lag im Reich zur Jahrhundertwende mit einem Prozent weit unter dem europäischen Niveau. Wissenschaft und Technik gelangten zu Weltruhm.

Von diesen Entwicklungen profitierte auch Lübeck. Als alte Hansestadt mit Handelsverbindungen in die ganze Welt, vor allem aber zu den Anrainerstaaten der Ostsee bis in das Zarenreich hinein, mehrte sie ihren Wohlstand. Stolz war sie schon zuvor. Nach der großen Depression profitierte sie von dem rasanten Aufschwung des Deutschen Reiches. Da geriet schnell in Vergessenheit, dass Lübeck sich als Freie Hansestadt der Zentralgewalt des Reiches beugen musste. Heinrichs Vater Johann Thomas Heinrich wusste nur zu gut, dass nicht beides zugleich zu haben war, wirtschaftliches Wachstum und Unabhängigkeit vom Reich. Als er 1877 als Senator in die Verwaltung der Hansestadt eintrat, florierte sein Geschäft noch. Vielleicht lag nicht zuletzt darin einer der wesentlichen Gründe für seine Berufung zum Senator mit gerade 37 Jahren.

Die Familie Mann fühlte im »Bismarck-Reich« national-konservativ. Sie dachte patriotisch. Die Einheit des Reiches empfand sie als Segen. Die vorherige Kleinstaaterei entsprach nicht ihrem Horizont. Aber an dem als Bürger einer Hansestadt, die über Jahrzehnte von einer republikanischen Verfassung geprägt wurde, typischen liberalen, weltoffenen Einschlag hielt sie fest. Das Credo »Gott erhalte den Kaiser und Bismarck« zählte zu den Selbstverständlichkeiten der aufstrebenden Patrizier, obwohl die Familientradition und das Lübecker Standesbewusstsein immer noch auf die Ideale der bürgerlichen Revolution von 1848 zurückverwiesen.²⁷ Den an Einfluss gewinnenden Parteien, den Sozialdemokraten und dem Zentrum, begegnete die Familie mit Vorbehalten. Es entsprach dem guten Ton, dass der junge Heinrich in seinem Puppentheater nicht dem Arbeiterführer August Bebel, sondern dem Gründer des Nationalstaates Bismarck die Ehre erwies.²⁸ Bei aller Sympathie für Kaiser und Reich blieb jedoch stets ein Schuss Skepsis erhalten. Diese trat spätestens dann hervor, wenn der Senator in der Zeitung Bismarcks Satz las: »Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt.« Bei dieser Gelegenheit pflegte er tief Luft zu holen, und ergänzte: »In Wirklichkeit fürchten wir manches.«²⁹

Dessen ungeachtet blieb Heinrich bis ins hohe Alter ein »Bismarckianer«, ein Verehrer des Architekten des deutschen Nationalstaates und weitsichtigen Diplomaten. Auch wenn er in einem Brief an seinen Freund Ludwig Ewers am Tag seiner Abdankung am 18. März 1890 nicht in Trauer verfiel, sondern nur beiläufig darauf einging und stattdessen, einer Laune folgend, lieber über die Beschaffenheit des menschlichen Wesens räsonierte, für das Essen, Trinken, Schlaf und Beischlaf die eigentlich wesentlichen Funktionen seien, auf die es im Leben

ankomme, versäumte er es nicht, Bismarck wenige Tage später über den grünen Klee zu loben. In einer über Realismus und Naturalismus, Malerei und Musik kreisenden Betrachtung kommt Heinrich auf den Reichsgründer zu sprechen, der dem Naturalismus zum Siege verholfen habe. Er trifft hier keine erkennbare Unterscheidung zwischen Realismus und Naturalismus. Vielmehr möchte er Bismarck als Realpolitiker darstellen. Seine Hoheit zu Lauenburg, Fürst Bismarck, habe »der Diplomatie des Ancien Régime, jener Intrigenkunst der Kaunitze, Metterniche und Konsorten, hoffentlich für immer, ein Ende bereitet. Er ist stets geradeaus und ohne Seitenschliche vorgegangen, hat nichts beschönigt und alles beim rechten Namen genannt«³⁰. So lautete sein Urteil. Nun mag man diese Äußerung als Laune des Augenblicks betrachten, wie sie ja häufiger in Briefen zum Ausdruck kommt. Doch dies würde dem Bismarckfreund Heinrich Mann nicht gerecht. Denn noch in seinen Lebenserinnerungen rühmt er ihn als Meister der Kunst des Möglichen,³¹ als Mann, der für gespannte, gewagte Naturen wie etwa den Sozialisten Ferdinand Lasalle Verständnis zeigte und seine Ideen aufgriff, weil er verwandten Sinnes war.³² Konservativ sein hieße für ihn nicht, auf dem Unhaltbaren zu beharren, sondern das Machbare zu gestalten. »Ich bin verpflichtet, darauf zu bestehen, daß Deutschland durch Otto von Bismarck eine konservative Wohltat dieses Erdteils gewesen ist«, heißt es in seinen Erinnerungen.³³

War Heinrich Mann ein Parteigänger, ein Schwärmer und unkritischer Zeitgeist-Schwimmer des Wilhelminischen Reiches? Fast möchte der Leser es meinen, wenn er diese Zeilen liest. Er ist irritiert und denkt an eines seiner berühmtesten Bücher *Der Untertan*. Die Annahme, Heinrich Mann habe wilhelminisch gedacht, stimmt nur